Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspeditoren und bei der Expedition der Zeitung.

Berlin SW. 48
Wilhelm-Straße Nr. 32.
Fernsprecher:
Redaktion: Amt VI, 3294. • Expedition: Amt VI, 3248.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,25 für die viergespaltene Petitreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

Nr. 296. [50. Jahrgang.] Sonntag den 18. Dezember 1910. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [50. Jahrgang.] Nr. 296.

Berlin, den 17. Dezember.

Politischer Tagesbericht.

Die britische Regierung hat sich nunmehr in der Frage der deutschen Schadenersatzansprüche aus dem britisch-südafrikanischen Kriege geäußert. Sie lehnt ein Eingehen auf alle Reklamationen, die seinerzeit den in Britisch-Südafrika eingesetzten britischen Kommissionen unterbreitet worden sind, ab und ist hinsichtlich dieser Reklamationen auch nicht bereit, dem deutschen Antrag auf Ueberweisung der Angelegenheit an den Ständigen Schiedshof im Haag zu entsprechen. Nur für einige Fälle, welche den Kommissionen in Britisch-Südafrika nicht vorgelegen haben, erkennt sie an, daß es sich dabei um eine Rechtsfrage handelt, und will diese dem Haager Schiedshof unterbreiten.

Das Auswärtige Amt hat die beteiligten Deutschen mit Nachricht versehen. Es gedenkt die Angelegenheit bei der britischen Regierung weiter zu verfolgen und wird Näheres darüber mitteilen, sobald die englische Regierung von den beabsichtigten Schritten unterrichtet sein wird.

Wochen-Rundschau.

Die Erklärungen des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg über mehrere im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehende Fragen der auswärtigen Politik Deutschlands sowie die Ausführungen, die der Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Kiderlen-Waechter am Montag im Reichstage über Marokko folgen ließ, haben auch im Auslande eine weit überwiegend freundliche Aufnahme gefunden. Sie sind als neue wichtige Kundgebungen zu Gunsten einer friedlichen Entwicklung unseres Weltteils bewertet worden. Insbesondere ist den Darlegungen des Reichskanzlers über das Verhältnis Deutschlands zu England und zu Rußland in führenden Preßorganen der unmittelbar beteiligten Länder eine Würdigung zu teil geworden, die ihrer Bedeutung für die Befestigung friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Mächten und für die Sicherung einer ruhigen Entwicklung im Orient gerecht wird. Auch in Frankreich wurden Stimmen laut, die der zweifellos richtigen Auffassung Gehör verschafften, daß für die Republik kein Anlaß zur Beunruhigung vorliege. Diese Auffassung vertrat der Temps und schon vor ihm der Matin, der sich hierbei auf den Minister des Auswärtigen Pichon berufen durfte.

* * *

Der Präsident der Französischen Republik Fallières empfing heute nachmittag den neuen russischen Botschafter Iswolski, der ihm sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Iswolski hielt eine Ansprache an den Präsidenten, in der er ihm der Gefühle aufrichtiger und unveränderlicher Freundschaft versicherte, die der Kaiser von Rußland für Frankreich und den Präsidenten Fallières hege. Iswolski sagte weiter, als er den Auf erhalten habe, den Kaiser bei der Regierung des betreundeten und verbündeten Frankreich zu vertreten, habe der Kaiser ihn beauftragt, der Aufrechterhaltung und der ständigen Festigung der so engen Bande, die Rußland und Frankreich einten und nicht blos zu einer gegenseitigen Bürgschaft für die beiden verbündeten Länder, sondern auch als kostbares Unterpfand für die Bewahrung des allgemeinen Friedens dienten, alle seine Sorgfalt zu widmen.

In seiner Antwort beglückwünschte sich Präsident Fallières zu der Wahl des neuen Botschafters, die das deutlichste Zeugnis für den hohen Wert ablege, den der Kaiser von Rußland der Festigung des Bündnisses beimesse. Der Präsident versicherte den Botschafter, er werde in Frankreich tätige Beihilfe zur Stärkung der Bande zwischen den beiden befreundeten und verbündeten Ländern zum Schutze ihrer gegenseitigen Interessen und zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens finden.

* * *

Wie wir berichteten, hat der österreichische Ministerpräsident Frhr. v. Bienerth am Montag die Demission des Gesamtkabinetts eingereicht. Dieser Bitte ist noch am gleichen Tage entsprochen worden, indem zugleich das Kabinett bis zur Ernennung eines neuen Ministeriums mit der einstweiligen Führung der Geschäfte beauftragt wurde. Nach Wiener Berichten ist Frhr. v. Bienerth zu seinem Entschluß durch die Besorgnis gedrängt worden, daß bei dem gegenwärtigen Verhältnis der Parteien untereinander und zur Regierung die Erledigung der Staatsnotwendigkeiten, in erster Linie des Budgetprovisoriums, nicht rechtzeitig zu stande kommen könnte. Da die Zeit drängte, habe es gegolten, vollständige Klarheit darüber zu verschaffen, ob mit Sicherheit darauf zu rechnen wäre. Dazu bemerkt das Wiener Fremdenblatt: „In dem Augenblick, in welchem sich die Verhältnisse in der Art zugespitzt hatten, daß dies zweifelhaft geworden, suchte der Ministerpräsident, der ein Freund unbedingter Klarheit ist, ohne Verzug aufhellendes Licht darüber zu erlangen, ob gegründete Aussicht vorhanden sei, die guten Vorsätze der Obmännerkonferenz auch strikte zur Durchführung zu bringen. Aus diesem Grunde ging er daran, die zunächst berührten parlamentarischen Faktoren zu einer offenen Aussprache über ihre Stellungnahme zu den unaufschiebbaren Aufgaben des Abgeordnetenhauses zu bewegen. Für den morgigen Tag war eine entscheidende Sitzung des Polenklubs in Aussicht genommen, der hier zunächst in Betracht kam. Nachdem jedoch alle Anzeichen dafür sprachen, daß dessen bevorstehender Beschluß gegenwärtig noch keine volle Klärung herbeiführen werde, wollte das Kabinett auch nicht einen Tag mehr verlieren. In dem Bestreben, jede weitere Verzögerung in den Verhandlungen des Parlaments hintanzuhalten, gab es also seine Demission. . . . Es liegt nahe, daß sich von dem Moment an, da die Demission des Kabinetts angenommen ist, die Auffassungen und Empfindungen der Parteien der geänderten Sachlage anpassen. Ein Ministerium, für das die Scheidesunde geschlagen hat, führt nur noch die Geschäfte gewissermaßen in procura seines Amtsnachfolgers und muß darum auch in dieser Eigenschaft bloßer Stellvertretung beurteilt werden. Ein Kabinett, das sich in statu demissionis befindet, ist kein geeignetes Angriffsobjekt mehr. Die Staatsnotwendigkeiten, deren Votierung sonst die Stellung der Parteien zur Regierung kennzeichnet, werden dann unmittelbar und sans phrase dem Staate bewilligt. Somit liegt in der jüngsten Entwicklung eine wesentliche Entspannung der parlamentarischen Lage, da für die Parteien kein Anlaß mehr besteht, einer Regierung in bezidierter Weise politisch gegenüberzutreten."

Unser Wiener Vertreter schreibt zur Lage nach der Demission des Kabinetts: Durch den Rücktritt des Kabinetts Bienerth ist die innerpolitische und insbesondere die parlamentarische Situation in Oesterreich zwar vorübergehend entlastet, aber noch keineswegs geklärt worden. Den Versuch dieser Klärung wird nach allgemeiner Annahme in erster Linie Frhr. v. Bienerth zu unternehmen berufen sein. Der mit der Fortführung der Geschäfte betraute bisherige Ministerpräsident hat bekanntlich früher bei verschiedenen Anlässen seine Bereitwilligkeit bekundet, eine Erweiterung der bisherigen (durch die jüngste Haltung und Taktik des parlamentarischen Polenklubs gelockerten) parlamentarischen Arbeitsmajorität zu fördern und im Falle des Gelingens die Parlamentarisierung der Regierung in die Wege zu leiten. Es darf wohl angenommen werden, daß Frhr. v. Bienerth nach wie vor an der Auffassung festhält, daß der etwaigen Bildung eines parlamentarischen oder vorwiegend parlamentarischen Kabinetts die Sicherung einer die großen gemäßigten bürgerlichen Parteien des Abgeordnetenhauses umfassenden verlässigen und leistungsfähigen Arbeitsmehrheit vorhergehen müßte, wozu hinwiederum die Herstellung eines deutsch-tschechischen Modus vivendi in Böhmen Hauptvoraussetzung sein würde.

Die Wahlen zum englischen Unterhaus sind jetzt beendet. Bis Sonnabend nachmittag 3½ Uhr waren in London 661 Wahlergebnisse bekannt. Gewählt waren 267 Liberale, 270 Unionisten, 43 Vertreter der Arbeiterpartei, 72 Anhänger Redmonds und 9 Anhänger O'Briens. Die Liberalen hatten 23, die Unionisten 27 und die Arbeiterpartei 4 Sitze gewonnen. Die vereinigten Parteien der Liberalen, der Iren und der Arbeiterpartei haben somit bisher 391 Mandate, die Opposition dagegen 270 erlangt, und die Gewinne und Verluste der einander gegenüberstehenden Parteien haben sich ausgeglichen. Da nun durch die noch ausstehenden 9 Wahlresultate keine Aenderung der Parteiverhältnisse mehr erwartet wird, so dürfte das neue Unterhaus wie das bisherige eine Mehrheit der vereinigten Regierungsparteien von 120 bis 130 Stimmen aufweisen. Ministerpräsident Asquith hat am Mittwoch in einer Rede die Ansicht ausgesprochen, die Mehrheit für die Regierung sei überwältigend; wäre nicht das Pluralstimmrecht gewesen, so würden in den Grafschaften 30 oder 40 Liberale mehr gewählt worden sein. Es wird sich nun zeigen, ob die Liberalen im Verein mit den Iren und der Arbeiterpartei die Vetobill und Homerule durchsetzen werden, oder ob noch ein Kompromiß mit der Opposition, die wie bisher etwa ebensoviele Mandate wie die Liberalen haben wird, zu stande kommt. Balfour hat erklärt, er würde jedenfalls die Vetobill wieder beseitigen, sobald er wieder zur Macht gelange. Dann würde auch, wie die konservative Morning Post ausgeführt hat, die Tarifreform wieder mehr in den Vordergrund treten, denn die Anhänger der Tarifreform würden sich sonst von der unionistischen Partei trennen.

* * *

In Griechenland haben am vergangenen Sonntag die Wahlen zur neuen Nationalversammlung stattgefunden und einen vollständigen Sieg der Anhänger des Ministerpräsidenten Venizelos ergeben. In der am 21. Januar zusammentretenden revidierenden doppelten Kammer, wie die Nationalversammlung offiziell genannt wird, werden nach den bisherigen Feststellungen mindestens dreihundert Anhänger Venizelos' sitzen, und die Opposition, bestehend aus Anhängern Zaimis', des früheren Oberkommissars für Kreta, thessalischen Agrar-Radikalen, einigen Sozialisten und Beförmlern einer konstituierenden Nationalversammlung, wird kaum mehr als vierzig Abgeordnete zählen. Selbst in Thessalien, wo die Bauern Radikalen sofortige Zwangsenteignung der Grundbesitzer und Verteilung der enteigneten Ländereien an die landlose Bevölkerung fordern, und wo die Erbitterung gegen die Regierung, die die Agrarprobleme nur stufenweise zu lösen gedenkt, zu dem mißglückten Anschlag eines Bauern gegen Venizelos führte, hat die Regierungspartei etwa die Hälfte der Mandate errungen. Im Bezirk Attika wurden ausschließlich Regierungskandidaten gewählt; Venizelos selbst erhielt in Attika und im Piräus noch 2000 Stimmen mehr als bei den Wahlen im August. Das griechische Volk hat somit die Regeneration des Staates vollständig in die Hände Venizelos' gelegt. Daß die revidierende Nationalversammlung sich in eine konstituierende verwandle, ist nun nicht mehr zu erwarten. Wie die Zeitung Athenai, das Organ der Venizelos-Partei, meldet, soll bis neue Kammer sich ausschließlich mit der Revision der Verfassung beschäftigen. Man nimmt an, daß diese Revision in längstens zwei Monaten beendet sein und die Nationalversammlung dann aufgelöst wird. Die Neuwahlen zur ordentlichen Kammer, die dann die inneren Reformgesetze zu erledigen hat, dürften im Mai stattfinden.

Wie erinnerlich, hatte Venizelos in der früheren Nationalversammlung nur etwa 120 unbedingte Anhänger. Er hatte deshalb bald nach ihrem Zusammentritt die Vertrauensfrage gestellt; und als sich zeigte, daß auf ein Zusammenarbeiten mit den alten Parteien, den Anhängern Theotokis', Rhallis' und Mavromichalis', nicht zu rechnen war, bat er den König, ihm volles Vertrauen der Ministerpräsident genießt, die Nationalversammlung am 25. Oktober aufgelöst. Die Führer der Parteien erklärten die Auflösung für einen Staatsstreich; denn, so behaupteten sie, die Auflösung könne nur durch die Kammer selbst erfolgen, und verfassungsmäßig müsse zunächst erst wieder eine gewöhnliche Kammer gewählt werden, welche die Einberufung einer neuen Nationalversammlung zu beschließen habe; Venizelos sei auf dem Wege zur Diktatur. Zum Protest gegen sein Vorgehen beschlossen die Parteien, keine Kandidaten bei den auf den 11. Dezember angesetzten Neuwahlen zur Nationalversammlung aufzustellen.

Am 27. November hielt Venizelos in Larissa seine Programmrede. Er rechtfertigte darin die Auflösung der Nationalversammlung, die durch die Parteizersplitterung notwendig geworden sei, legte die von der Regierung geplanten inneren Reformen hauptsächlich wirtschaftlichen Charakters dar und erklärte in Bezug auf die auswärtige Politik, die Regierung werde eine absolut friedliche Politik verfolgen, da das Land eine lange Periode der Ruhe und Sammlung nötig habe. In seiner Eigenschaft als Kriegs- und Marineminister schärfte Venizelos in einem Rundschreiben an die Militär- und Marinebehörden den Offizieren ein, sie sollten sich nicht mehr in die Politik mischen, sondern sich ausschließlich ihrem hohen und edlen eigentlichen Berufe widmen. Dadurch würden sie den klaren Beweis dafür erbringen, daß das Heer die allgemeine Schule des Volkes geworden sei, und überall die Meinung erwecken, daß das Heer die Stütze des Thrones und der Schutz des Vaterlandes sei, Wächter und Hort der gesetzlichen Ordnung. Diesem Appell folgend, haben die Offiziere sich an der Wahlbewegung nicht beteiligt, die im ganzen Lande ruhig verlaufen ist.

Die Regierung wird vor Eröffnung der neuen Nationalversammlung das Programm der zu revidierenden Artikel der Verfassung veröffentlichen. In einer Wahlrede in Volo bezeichnete Venizelos folgende Aenderungen der Verfassung als erforderlich: Schaffung eines Staatsrates, der nicht bloß Gesetzvorlagen vorbereiten und verbessern, sondern auch als oberster Verwaltungsgerichtshof fungieren soll; Stimmzettelabgabe bei Wahlen statt des bisherigen Wahlmodus; Wahlprüfung durch einen besonderen Areopag; Verbot der Beteiligung von Militärpersonen an der Politik; Zulassung von Ausländern zu verantwortlichen Staatsämtern. Zu dem Ausfall der Wahlen hat der Ministerpräsident gegenüber dem Vertreter der Londoner Morning Post in Athen folgendes erklärt: Ueber die Meinung des Landes könne kein Zweifel herrschen, denn neun Zehntel von Griechenland seien auf seiner Seite. Es sei seine Absicht, die Kammer auf einer dauernden und arbeitsfähigen Basis zu errichten; es sei aber seine Ueberzeugung, daß auch die anderen Parteien darin vertreten sein müßten. Trotz seiner gegenwärtigen starken Majorität beabsichtige er, sobald die Revision der Verfassung beendet und einige durchaus notwendige Gesetze angenommen seien, wiederum Neuwahlen auszuschreiben, damit seine Feinde ihm nicht den Vorwurf machen könnten, er habe seine Macht mißbraucht. Er vertraue dem Urteilsspruch des Volkes durchaus, und falls es einen Wechsel in der Person des leitenden Staatsmannes wünsche, so werde er daraus die Konsequenzen ziehen. Die bestehenden Gesetze verlangen zur Beschlußfähigkeit der Kammer mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Mitglieder; er wolle dies aber auf ein Drittel herabsetzen. Diese Aenderung sei von großer Wichtigkeit, da unter den bestehenden Bedingungen die Regierung der Gefahr ausgesetzt sei, von den Launen ihrer Freunde und Freunde abhängig zu sein.

Hof- und Personalnachrichten.

* Der Reichspostdampfer Lützow des Norddeutschen Lloyd, mit der Kronprinzessin und dem Gefolge am Bord, ist auf der Heimreise heute vormittag um 10½ Uhr nach herrlicher, ruhiger Fahrt in Aden eingetroffen. Die Kronprinzessin war sehr befriedigt über die getroffenen Einrichtungen und den Aufenthalt an Bord. In Aden fand kein Empfang statt; die Kronprinzessin blieb an Bord. Die Abfahrt von Aden erfolgte um 2½ Uhr Nachmittags.

* Der bayerische Gesandte Graf v. Berchenfeld hat Berlin verlassen. Während seiner Abwesenheit führt der Legationssekretär Dr. v. Schoen die Geschäfte der Gesandtschaft.

* Oberlandesgerichtspräsident Dr. Nückel, der den Charakter als Wirklicher Geheimer Oberjustizrat erhalten hat, steht seit 1871 im Justizdienst. Er war meist im Kölner Bezirk tätig, zuletzt als Präsident des Landgerichts in Köln. Seit dem 15. Dezember 1906 ist er Oberlandesgerichtspräsident in Stettin. Die Verleihung des Charakters als Wirklicher Geheimer Oberjustizrat an ihn ist, wie die Vossz. Ztg. bemerkt, ungewöhnlich früh erfolgt, da bereits vier Jahre nach Ernennung zum Rat 2. Klasse die Aufrückung in die höhere Rangstufe erfolgt ist.

* Der Senatspräsident Geheime Oberjustizrat Wagner am Kammergericht ist in den Ruhestand versetzt worden. Georg Wagner gehörte seit dem 15. Mai 1866, wo er Auskultator wurde, dem preußischen Justizdienste an. Im März 1866 wurde er Referendar und rückte am 21. Januar 1871 zum Gerichtsassessor im Bezirk Glogau auf. Wenige Monate später, im Juli 1871, erhielt er seine Anstellung als Kreisrichter in Karolath und blieb dort bis 1875, in welchem Jahre er als Stadtrichter nach Berlin kam. Hier ist er seitdem ununterbrochen tätig gewesen. 1879 wurde er Amtsrichter beim Amtsgericht Berlin I und 1888 Amtsgerichtsrat. Im folgenden Mai erfolgte seine Ernennung zum Kammergerichtsrat und am 21. März 1889 die zum Senatspräsidenten beim Kammergericht. Ueber 21 Jahre lang hat Senatspräsident Wagner dem Kammergericht angehört, davon 11 Jahre hindurch als Vorsitzender des 14. Zivilsenats. Im Dezember 1906 wurde er Geheimer Oberjustizrat.

* Am 18. d. begeht der in Berlin lebende Kapitän zur See a. D. Richard Axel Dittmer den 70. Geburtstag. In Ueckermünde (Pommern) geboren, trat er früh in die Handelsmarine ein, aus der er im Jahre 1863 in die Norddeutsche Bundesmarine übernommen

---

In der Dämmerstunde.

Skizze von Harald Hansen.
Aus dem Dänischen von B. Mann.

[Nachdruck verboten.]

Der praktische Arzt Dr. med. Otto Gram lag in der Dämmerstunde auf seinem Sofa. Er hatte sein einfaches Mittagessen beendet und wollte jetzt in Gesellschaft seiner langen Pfeife seine gewohnte Siesta halten. Die lange Pfeife des Doktors war ihrer ungewöhnlichen Länge wie der unerschütterlichen Freundschaft wegen stadtbekannt, die zwischen ihr und ihrem Besitzer bestand. Sie war dem Doktor getreulich durch seine Studienjahre gefolgt, sie hatte ihm bei seinen Examensarbeiten beigestanden, und Gram hatte seine eigenen Gedanken über die alte Freundin. Hatte er doch eines Morgens, als er nach einer ungewöhnlich lustig verlebten Nacht nach Hause kam, gesehen, daß sie ihren ehrwürdigen Kopf ganz bedenklich schüttelte. Von diesem Augenblick an hatte Gram einen gewissen Respekt vor ihr. Seine überwiegenden Gefühle für sie waren aber Liebe und Vertrauen. Wenn er ihr so in der Dämmerstunde seine Gedanken anvertraute, war es ihm, als sei er nicht allein, als habe er einen dankbaren, wenn auch schweigsamen Zuhörer.

Heute aber wollte kein rechter Zug in die Unterhaltung kommen. Anfänglich pustete und qualmte die Pfeife so heftig, daß sie nebst Sofa und Doktor in einer dichten Nebelwolke verschwand. Dann ließ der Rauch etwas nach, und schließlich lag die Pfeife still, traurig und vergessen ihrer ganzen Länge nach neben dem Sofa.

Daran war eine Erinnerung schuld, die Doktor Gram nicht los werden konnte, eine Erinnerung aus seiner Studentenzeit, aus jenen frohen, jungen Tagen, in denen man so geneigt ist, sich von seinen Gefühlen leiten zu lassen.

Es war in den Sommerferien. Der Studiosus Gram hatte der staubigen Hauptstadt, dem Kolleg, dem Krankenhaus, der Wissenschaft den Rücken gewendet und sich in seine Heimat, die kleine Provinzialstadt, begeben. Sein Vater war der angesehenste Arzt des Städtchens, und sein Sohn Otto, der angehende Mediziner, der vielversprechende junge Mann, war überall gern gesehen.

Eines Morgens, an einem hellen, sonnigen Augusttage, war er ungewöhnlich früh aufgestanden und langsam durch die Straßen der Stadt geschlendert. Vor dem großen, altmodischen Hause des Bürgermeisters blieb er stehen und guckte zu den Fenstern auf, halblaut zu sich selbst sagend:

„Ob wohl Ebba schon aufgestanden ist?" Im selben Augenblick wurde ein Fenster geöffnet und ein ganzer Regen duftender, gelber Rosenblätter rieselte über ihn herab. Dann vernahm er ein wohltönendes, helles Lachen, und endlich drangen die Worte an sein Ohr:

„Guten Morgen, Herr Studiosus! War das nicht eine gesunde, nervenstärkende Morgendusche? Was wollen Sie eigentlich hier? Wonach schauen Sie denn aus?"

„Offen gestanden, Fräulein Ebba, waren Sie der Gegenstand meines Spähens. Wollen Sie nicht einen kleinen Morgenspaziergang mit mir machen?"

„Mit Vergnügen! Warten Sie nur einen Augenblick, ich bin gleich da."

Nach wenigen Minuten stand sie neben ihm, entzückend, frisch und rosig mit ihren achtzehn Jahren.

Sie hatten einander gekannt, seit sie Kinder waren, und sehr gegen seinen Willen hatten sie das vertrauliche „Du" gestrichen. Aber kaum war er Student geworden, als sie anfing, ihn „Sie" zu nennen, und da mußte er denn ihr gegenüber den gleichen Ton anschlagen. Es war ihm ein kleiner Trost, daß sie ihn, wenn sie so recht aufgelegt war, „mein Studiosus" nannte. Aber in diesen Sommerferien war sie eigentlich gar nicht so recht aufgelegt gewesen. Es war etwas zwischen sie getreten, und was das war, das wollte er jetzt in dieser Morgenstunde zu ergründen suchen.

Der Himmel lächelte ihnen zu, und die Sonne warf ihren goldenen Schein auf die beiden jungen Menschenkinder, die so schweigsam nebeneinander hergingen. Er sah von Zeit zu Zeit verstohlen zu ihr hinüber und fand sie so entzückend mit ihrem breitrandigen Strohhut, daß er die größte Lust empfand, ihr einen herzhaften Morgenkuß zu geben; doch das wagte er nicht.

Das Schlimmste war, daß sein Mut ihn, je weiter sie kamen, immer mehr verließ, und erst als sie den Stadtwald erreichten, faßte er sich ein Herz und stammelte:

„Liebe Ebba — Fräulein Ebba, meine ich, — warum ist zwischen uns nicht alles, wie in alten Zeiten? Sie sind so verändert! Das tut mir so leid! Ach wenn ich — —"

Hier sah Ebba erschrocken auf und rief lachend aus:

„Studiosus! Jetzt werden Sie sentimental!" Damit lief sie, so schnell sie laufen konnte, in den Wald hinein.

Anfänglich war Otto Gram beleidigt, seine besten Gefühle waren verletzt, es ärgerte ihn, daß er sich lächerlich gemacht hatte. Dann sagte er sich, daß Ebba ihm vielleicht die Enttäuschung, sich einen Korb zu holen, ersparen wollte. Sein Zorn legte sich, und ehe er mit sich im Klaren war, stürmte er davon, hinter Ebba drein.

Endlich fand er sie an einem Abhange, von wo aus man eine entzückende Aussicht über das Meer hatte. Still und ernst saß sie da, ihr Hut lag neben ihr im Grase und die Sonnenstrahlen huschten umgeihindert über ihren lachenden blonden Scheitel dahin. Als sie Gram erblickte, nickte sie und sagte:

„Ich wußte, daß Sie kommen würden. Setzen Sie sich mir gegenüber und hören Sie mich an. Ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen."

Gram setzte sich. Eine Ahnung sagte ihm, was kommen würde, und obwohl er sich selbst diese Möglichkeit bereits ausgemalt hatte, war es ihm jetzt doch, als könne er es nicht überleben.

„Lieber Studiosus", begann Ebba, „Sie sagten vorher, daß ich so verändert sei. Offen gestanden, habe ich schon lange erwartet, daß Sie mich nach dem Grund dieser Veränderung fragen würden. Nun gut. Hören Sie, wie es mit mir steht."

Und dann folgte ihr kleiner Roman in abgerissenen Sätzen, hastiger und hastiger. Sie habe ihn zum ersten Male in der Kirche gesehen. Beim Herausgehen habe sie ihr Gesangbuch fallen lassen, und er habe es aufgenommen. Dabei habe er sie angesehen — und bei diesem ersten Blick sei es ihr klar geworden, daß er und kein anderer es sein könne. — Von diesem Augenblick an dachte sie nur an ihn; die Tage, an denen sie nichts von ihm sah, waren ihr völlig gehaltlos erschienen. Indessen trafen sie sich häufiger und häufiger, lernten sich schließlich auf einem Balle kennen, — und endlich gestern abend sei er gekommen. „Sie war allein zu Haus gewesen, und er habe ihr gesagt, wie teuer sie ihm sei. Vorläufig müsse das Ganze ein Geheimnis bleiben; ihm, ihrem Studiosus, habe sie es aber doch erzählen müssen!" Sie blickte mit einem strahlenden Lächeln auf. Plötzlich fiel es ihr ein, daß sie vergessen habe, seinen Namen zu nennen; sie lachte und meinte, ihr Studiosus solle ihn nur erraten.

Er nannte ein paar Namen; sie aber schüttelte jedesmal energisch den Kopf und sagte schließlich:

„Lieber Freund, es ist der Gutsbesitzer Olaf Wrangel!"

Mechanisch wiederholte er: „Ach, der Gutsbesitzer Olaf Wrangel!" Dann erhob er sich und ging.

Er ging und ging, hatte keine Ahnung, wohin er ging oder weshalb. Ein innerer Drang trieb ihn weiter, immer weiter. Nur nicht stehenbleiben und nicht denken! Rastlos durchstreifte er den Wald kreuz und quer, bis er plötzlich bemerkte, daß die Sonne untergegangen war und es anfing zu dunkeln. Dabei meldete sich auch der Hunger. Deswegen lenkte er seine Schritte der Stadt zu.

Nach Hause mochte er nicht gehen. Er wußte, daß man ihn dort aufdrängen würde, und so ging er in den Klub. Dort ließ er sich zu essen geben und fing an, über das Geschehene nachzudenken. Aber müde war er, so müde, daß ihm schließlich die Augen zufielen und er fest einschlief.

Laute Stimmen im Nebenzimmer weckten ihn aus seinen Träumen. Er sah nach der Uhr und bemerkte zu seinem Staunen, daß es fast Mitternacht war.

„Jetzt Kinder, laßt die Pfropfen knallen und hört, weshalb wir heute abend hier versammelt sind."

Gram konnte deutlich die dünne Stimme des Ingenieurs Bügge erkennen.

„Halloh!" „Bügge will reden!" „Hört, hört!" tönte es wirr durcheinander.

Dann ergriff Bügge abermals das Wort.

„Den Scherz bezahle ich. Ich habe nämlich an Olaf Wrangel eine Wette verloren. Es handelt sich dabei um Folgendes: Eines Abends — Wrangel war damals hier in der Stadt noch wenig bekannt — saßen wir beide bei einem Glase Bier, sprechen von den hiesigen Verhältnissen und lassen unsere jungen Damen Revue passieren, unter anderm auch das Töchterchen unseres Bürgermeisters, Fräulein Ebba Juhl, von der ich sage, daß sie zwar eine Perle, aber entsetzlich kühl sei. Nun gut. Das eine Wort gibt das andere, und die Geschichte endet damit, daß Olaf Wrangel zehn Flaschen Sekt darauf wettet, daß er in spätestens drei Monaten von ihr ein Stellbichein erreicht hat.

Ich glaubte natürlich bestimmt, daß ich die zehn Flaschen Sekt in der Tasche hätte, habe mich aber schmählich geirrt. Denn ich habe Freund Wrangel heute abend um neun Uhr bis an die Hausthür bei Bürgermeisters begleitet und die Zeuge gewesen, daß Fräulein Ebba ihn selbst eingelassen hat. Die Eltern sind zur Whistpartie bei Postdirektors. Aber da haben wir ihn selbst. Laßt uns ihn mit einem Hurra empfangen!"

Zu seinem Staunen blieb das Ingenieur allein mit seinem Hurra. Die Uebrigen empfingen Wrangel mit eisiger Kälte.

Das Schweigen war noch nicht gebrochen, als plötzlich die